

# Der Zweite Weltkrieg in Fernsehdokumentationen.

Workshop des Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges am  
20./21. Juni 2003 in Mainz

Der diesjährige Workshop des Deutschen Komitees für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges widmete sich der Darstellung des Zweiten Weltkrieges in Fernsehdokumentationen, einem gerade in der letzten Zeit überaus kontrovers diskutierten Thema. Am Medien- und Wissenschaftsstandort Mainz wurde in offener Atmosphäre das Gespräch zwischen Historikern, Journalisten und Medienwissenschaftlern geführt. Dazu wurden zwei unterschiedliche Themenfelder beleuchtet: Im ersten Teil ging es um die Art und die Form der Darstellung des Zweiten Weltkrieges in *Fernsehdokumentationen* – Spielfilme wie das „Boot“, „Saving Private Ryan“ u.ä. wurden hier ganz bewußt nicht berücksichtigt, weil sie einen anderen Anspruch verfolgen. Im zweiten Teil wurden historische Inhalte von Dokumentationen exemplarisch untersucht. Überschattet wurden die Verhandlungen leider durch den unmittelbar zuvor bekannt gewordenen Tod des Gründungs- und langjährigen Vorstandsmitglieds des Weltkriegskomitees, Prof. Dr. Wilhelm Deist, dessen die Teilnehmer des Treffens einleitend gedachten.

Prof. Dr. **Quandt** von der Universität Gießen verdeutlichte in seinem anschließenden Vortrag „*Der Zweite Weltkrieg als Medienereignis. Zur Bedeutung des Fernsehens für das Geschichtsbild*“ seine These, daß das Fernsehen das Leitmedium der öffentlichen Geschichtskultur in Deutschland sei. Von Mai bis Dezember 1998 wurden – ohne Berücksichtigung der Dritten Programme! - beispielsweise 218 Geschichtssendungen ausgestrahlt, deren Zuschauerzahl rd. 200 Millionen betrug. In den eigentlichen Jahren der Jahrhundert- bzw. Jahrtausendwende boten die Marktführer auf diesem Gebiet, ARD und ZDF, zwölf große Sendereihen mit insgesamt 144 Folgen zum Thema Geschichte an. Wenngleich die erfolgreichsten Sendeformen Spielfilme sind, konnten auch große Fernsehdokumentationen zum „Medienereignis“ werden, wie etwa die zwölfteilige Reihe „Das Dritte Reich“ von 1960 beweist, die eine Einschaltquote von bis zu 69 % erreichte. Die Hauptnutzer der Geschichtssendungen, so Quandt, seien Menschen über 50 Jahre. Das Fernsehen stellt in der Regel die Geschichte nicht als großen Zusammenhang dar, sondern bietet Bilderbogen zur Geschichte. Gleichwohl liefert es einem breiten Publikum wichtige Eindrücke, Denkanstöße und Andeutungen von Zusammenhängen, die es anderen Medien – etwa Büchern – ermöglicht, das Gesendete aufzugreifen und weiter zu vertiefen. Auch der Zweite Weltkrieg wurde selten als Gesamtdarstellung aufbereitet, sondern meist in einzelnen Facetten abgehandelt. Die am häufigsten vertretenen Themen waren „Hitler“, „Holocaust“, „NS-System“ und „Stalingrad“.

Dr. **Frank Bösch**, Juniorprofessor an der Universität Bochum, befaßte sich in seinem Referat über die „*Methodik von Fernsehdokumentationen über den Zweiten Weltkrieg*“ vor allem mit der Dramaturgie der seit den sechziger Jahren entstandenen Fernseh-Dokumentationen über den Zweiten Weltkrieg. Dabei setzte er drei Schwerpunkte: Bösch zeigte die gemeinsamen Strukturen der Dokumentationen auf, fragte, wie sich diese im Laufe der Jahrzehnte veränderten, und untersuchte zudem, wie die Form jeweils die Inhalte prägte. Dabei wurde deutlich, daß sich die Grammatik der Dokumentationen in den letzten vier Jahrzehnten erstaunlich wenig verändert hat. Sie weisen beispielsweise ganz überwiegend einen dramatischen Einstieg auf, der mit der Ästhetik des Kampfes um Zuschauer wirbt. Daraufhin entfalten sie per Rückblende eine personalisierte Duellstruktur, die mit ortslosen Kampfszenen unterlegt wird. Trotz aller fachwissenschaftlicher Kritik werden weiterhin alte Wochenschauaufnahmen eingeblendet, die den Krieg als ein permanentes dynamisches Vorstürmen zeigen, das keine Toten und Verwundeten kennt. Verändert hat sich dagegen seit dem Ende des Kalten Krieges die Rolle des Erzählers. Er hat seine belehrende Allwissenheit

verloren. Statt dessen haben die nun zunehmend eingeblendeten Zeitzeugen die Rolle der Geschichtsvermittlung übernommen. Mit einem geradezu postmodernen Pluralismus vermitteln Täter und Opfer, Deutsche und Ausländer gegensätzliche Standpunkte, ohne daß ein Erzähler vermittelnd eingreift. Durch die zunehmende Verwendung von Zeitzeugenaussagen haben sich zugleich die Inhalte verschoben. Die Dokumentationen sind alltagshistorischer geworden, und die Erinnerungskultur gewann an Bedeutung, ohne daß diese explizit thematisiert würde. Bösch schloß seinen Vortrag mit einigen konstruktiven Vorschlägen dazu, wie man künftige Dokumentationen gestalten könne, die in der folgenden Aussprache besonders mit den anwesenden Medienvertretern, u.a. des ZDF und des SWR, kritisch diskutiert wurden. Die Debatte ließ bereits erkennen, daß Fachwissenschaftler und Fernsehjournalisten in ihren Ansichten, mit welchen Methoden die Vermittlung von historischen Inhalten im Fernsehen betrieben werden sollte, z.T. erheblich voneinander abwichen.

**Christian Deick**, leitender Mitarbeiter der Redaktion Zeitgeschichte des ZDF, verdeutlichte in seinem sich anschließenden Bericht aus der praktischen Fernseharbeit, von welchen Zwängen die alltägliche Arbeit geprägt ist. Er unterstrich, daß die Redaktion Zeitgeschichte durch zwei verschiedene Sendeplätze – Dienstags 20.15 Uhr und Sonntags 23.15 Uhr – den Zweiten Weltkrieg mit unterschiedlichen Themen und unterschiedlichen Stilmitteln präsentieren kann. Für ein Millionenpublikum – die Einschaltquoten der ZDF-Dokumentationen zur sogenannten „Primetime“ belaufen sich auf bis zu fünf Millionen – müssen, so Deick, einprägsame Themen mit griffigen Stilmitteln präsentiert werden. Zur späteren Sendezeit könne man durchaus mehr in die Tiefe gehen und auch speziellere Themen aufgreifen. Deick unterstrich, daß das ZDF in der Wahl seiner Stilmitteln durchaus Wandlungen unterworfen sei. So würden die allseits scharf kritisierten Nachspielszenen bis auf ganz wenige Ausnahmen nicht mehr verwendet.

In der Diskussion stach besonders die Kritik an der inhaltlich stark vereinfachenden Darstellung komplexer Sachverhalte heraus, wobei Deick und Quandt darauf verwiesen, daß im Rahmen einer Fernsehdokumentation für ein Massenpublikum nur vereinfachende Thesen präsentiert werden könnten und gerade Historiker erkennen müßten, daß man eine Dokumentation nicht überfrachten dürfe.

Am Samstagvormittag begann HD Dr. **Sönke Neitzel** von der Universität Mainz die inhaltliche Aufschlüsselung mit seinem Beitrag „*Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Der Luftkrieg in westdeutschen Fernsehdokumentationen*“, der in einem zeitlichen Querschnitt untersuchte, wie der strategische Bombenkrieg in Europa seit den sechziger Jahren im Fernsehen präsentiert wurde. Neitzel stellte heraus, daß die Dokumentationen stets die Ebene der Zeitzeugen, sei es der Zivilbevölkerung am Boden oder der Flugzeugbesatzungen, in den Vordergrund stellten. Die inhaltliche Einordnung in Strategien, Ziele und Doktrinen unterblieb fast völlig, so daß dem Zuschauer durch die Zeitzeugenaussagen und die Filmaufnahmen direkt oder indirekt suggeriert wurde: „Adolf Hitler hatte Wind gesät, und Sturm geerntet“. Somit wurde eine wissenschaftlich überaus problematische direkte Kausallinie von der deutschen Luftoffensive 1940/41 zur alliierten Offensive 1941-45 gezogen, eine Verbindung, die es freilich in dieser Form nicht gegeben habe. Erst die am 4. Februar 2003 ausgestrahlte ZDF-Dokumentation „Der Bombenkrieg“ von Jörg Müllner, gefolgt von einer Spiegel TV-Dokumentation am 4. April 2003, haben die jahrzehntelange inhaltliche Verzerrung aufgehoben. Offenbar hat die von Jörg Friedrichs Buch „Der Brand“ ausgelöste Debatte auch Auswirkungen auf die Medienwelt gehabt.

Das Beispiel des Luftkrieges zeige, so Neitzel, daß die Darstellung komplexer historischer Sachverhalte im Fernsehen leider viel zu oft unglücklich verläuft. Gewiß müssten die Zwänge des Mediums zur Zuspitzung anerkannt werden. Gerade deshalb müssten die präsentierten Kernaussagen aber dem Stand der Forschung entsprechen und sollten nicht auf einer in der Hektik des Redaktionsalltages vorgenommenen lückenhaften Lektüre basieren. Leider werde

gerade bei der wichtigen konzeptionellen Gestaltung noch viel zu wenig auf die Expertise der Fachberater zurückgegriffen.

Dr. **Simon Ball**, Senior Lecturer an der University of Glasgow, verdeutlichte in seinem Vortrag „*Oh, what a lovely war! Major British Documentaries on the Second World War*“ die britische Perspektive der Thematik. Er stellte heraus, daß die monumentale Dokumentationsstaffel „*The World at War*“, die 1973-74 in 26 Teilen ausgestrahlt wurde, in Großbritannien bis heute die Grundlage der britischen Fernseharbeit zum Thema ist. „*The World at War*“ legte bedeutende stilistische Grundlagen, und ein Großteil des historischen Filmmaterials, welches in neueren Produktionen zu sehen war, wurde bereits hier ausgestrahlt. Abgeleitet war die Serie in ihrem methodischen Zugang von der BBC-Dokumentationsstaffel „*The Great War*“, die 1964 produziert worden war. Ball stellte weiterhin die großen Unterschiede in der Betrachtung des Ersten und des Zweiten Weltkrieges im britischen Fernsehen heraus: Der Erste Weltkrieg, der nach wie vor im Mittelpunkt des Interesses steht, war demnach ein Krieg mit eigener Schuld, der Zweite Weltkrieg ein Krieg ohne eigene Schuld. Bei der Betrachtung dieses Konflikts werde daher die Rolle eines Zuschauers von außen eingenommen, wobei stets mit Stolz herausgestrichen werde, daß „die Briten“ – in Holocaust und Kriegsverbrechen nicht verstrickt – nicht so übel wie die anderen gewesen seien.

Prof. Dr. **Kurt Pätzold** (Berlin) befaßte sich anschließend mit den *Film- und Fernsehdokumentationen der DDR*. Mit den frühesten Dokumentarfilmproduktionen in der sowjetischen Besatzungszone (1946 bis 1949) ging demnach eine Diskussion einher, wie dieses Genre nach den Jahren der NS-Diktatur überhaupt wieder an Glaubwürdigkeit gewinnen könnte. Dazu haben später Annelie und Andrew Thorndike vor allem mit „*Du und mancher Kamerad*“ (1956) sowie Karl Gass beigetragen, der Produktivste unter den Dokumentaristen, aus dessen Arbeiten „*Revolution am Telefon*“ (Über die Verschwörung des 20. Juli 1944) aus dem Jahre 1964, „*Das Jahr 1945*“ (1985) und „*Eine deutsche Karriere*“ (1987/88 über Großadmiral Karl Dönitz) besondere Hervorhebung verdienen. Sie haben ein Erbe hinterlassen, das - gegenwärtig kaum zur Kenntnis genommen - Beachtung verdient. Eine Besonderheit dieser Produktionen war, daß sie sich wiederholt der schwierigen Aufgabe annahmen, Zusammenhänge sichtbar zu machen und durch die Enthüllung von Kriegsursachen und Kriegszielen aufklärend zu wirken. Entgegen verbreiteter Ansicht bildeten Judenverfolgung und Judenmord im Spiel- wie im Dokumentarfilm der DDR keine Nebenrolle, wovon eindrucksvoll insbesondere Gerhard Scheumanns und Walter Heynowskis in Gemeinschaft mit Stefan Hermlin hergestellter Film „*Die Lüge und der Tod*“ (1988) zeugt. Die Filmdokumentaristen in den Studios der DEFA und des Fernsehens haben mit ihren Werken historisch-politischen Zielen dienen wollen. Diese Ziele seien, so Pätzold, nicht verordnet gewesen, wenn auch die Art und Weise, wie sie verfolgt wurden, Spuren von Gängelung, Überwachung und Zensur aufwiesen. Sie hätten in den meisten Fällen die Qualität und Überzeugungskraft der Filme nicht gehoben, sie häufig erkennbar einfach auch überladen, doch das Anliegen insgesamt nicht aufheben können. Dieses richtete sich auf die Verbreitung der Idee eines allgemeinen Friedens, auf die Warnung vor dem Atomkrieg, auf die Vermittlung von Einsichten in geschichtliche Zusammenhänge, die Deutschland und nicht nur Europa von einem Weltkrieg in den anderen geführt hatten, und auf die Begründung und Rechtfertigung des alternativen Weges, der in Ostdeutschland - die gesellschaftlichen, vor allem die Eigentumsverhältnisse umstürzend - beschritten wurde, um Imperialismus, Faschismus und Krieg in die Vergangenheit zu verbannen.

In der lebhaften Diskussion wurde besonders die kritische Frage nach der ideologischen Ausrichtung der DDR-Dokumentationen und die parteipolitische Überwachung der Aufbereitung der Inhalte erörtert. Vortrag und Aussprache verdeutlichten, daß die Fernsehdokumentationen in beiden Teilen Deutschlands sich nicht nur unterschiedlicher

Stilmitteln bedienen, sondern sich auch in ihrer Ausrichtung erheblich unterscheiden, da die DDR-Produktionen in viel stärkerem Maße einen pädagogischen Zweck verfolgten.

In der abschließenden **Podiumsdiskussion** rief Prof. **Quandt** nochmals eindringlich die Bedeutung des Mediums Fernsehen für das Geschichtsbild in Erinnerung und appellierte an die Historiker, sich stärker um die Vermittlung ihres Fachwissens zu bemühen. **Bernd Wegner** (Universität der Bundeswehr Hamburg) hielt dem entgegen, daß es nicht die Aufgabe der Historiker sein könne, ihre Forschungsergebnisse derart zu verknappen und publikumsgerecht aufzuarbeiten, daß diese auch zur „Primetime“ verbreitet werden könnten. Entsprechende Forderungen würden schließlich auch nicht an Natur- oder Technikwissenschaftler gestellt. Historiker seien primär nicht Erfüllungsgehilfen der Medien, sondern Kritiker der von diesen verbreiteten Geschichtsbilder.

Dr. **Thomas Fischer** (SWR Baden-Baden) und **Christian Deick** (ZDF) unterstrichen nochmals die besonderen Probleme der Vermittlung komplexer historischer Sachverhalte im Fernsehen, stellten aber auch die methodischen Unterschiede von ARD und ZDF heraus, die vor allem durch die pluralistische Struktur der ARD mit vielen Länderanstalten und die unterschiedlichen Sendetermine bedingt sind. Beide unterstrichen den Anspruch ihrer Sendeanstalten, mit den Fernsehdokumentationen über den Zweiten Weltkrieg auch und vor allem einen Bildungsauftrag zu verfolgen und wiesen die Kritik, die Darstellung gleite häufig in die Beliebigkeit von Unterhaltungssendungen ab, zurück.

Der Workshop hat klar herausgearbeitet, wie stark sich die Welt der Fachhistoriker von jener der Fachjournalisten in Zugang und Aufbereitung von Themen des Zweiten Weltkriegs unterscheidet, und hat insbesondere den Historikern nähere, für manchen sicherlich ernüchternde Einblicke in die Fernseharbeit geliefert. Er hat einen Beitrag dazu geleistet, das Genre des anderen besser zu verstehen, gemeinsame und unterschiedliche Meinungen über die Vermittlung von Geschichte herauszuarbeiten und so – vielleicht - zur besseren Zusammenarbeit beizutragen.

Sönke Neitzel